

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

3. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island Nebr., 5. Januar 1906 (Zweiter Theil.)

Jahrgang 26 No. 19.

Wie kam's?
 Mir war's, als hört' ich die Gloden
 In meines Vaters Haus,
 Sie zogen mit hehrer Klänge
 Zu mir in die Ferne hinaus.
 Und ihren geliebten Tönen
 Lauschte voll Sehnen mein Ohr,
 Bis in unendliche Ferne
 Sich löste ihr Klang verlor.
 Wie kam's, daß aus der Heimath
 Weit über's trennende Meer
 Auf weichen, schwebenden Wellen
 Die Töne zogen hierher?

Kam es, weil meine Seele
 Wanderte weit hinaus
 Und hörte dort die Gloden
 In meines Vaters Haus?

Das Kind.

Stizze von F. Wilde.

Von der nahen Kirche hatte es zwölf geschlagen.
 Die Bauarbeiter gingen an ihre Mittagspause. Ihre Holzspannen klapperten über den Straßendamm, hinein in die Erddestillation, deren Schaufenster einen enormen Rauchschichten und feiste Eisbeine verlockend präsentirte.

Ein anderer Theil Arbeiter sah auf Brettern und Balken des großen Bau-terrains und ließ sich von Müttern „Tischlein bed' dich“ bereiten. Denn von allen Seiten strömten sie herbei, die forgenden Hausfrauen.

Frau Winkler kam nie ohne ihren Jungen.

Sie hatte ihn fest in ein warmes, graues Tuch gewickelt bis an die roten Pausbäckchen und das kleine Stumpfnäsbüchlein hinauf. Aber als sie jetzt den Bauhof betritt, wird das blonde Kinderbüschchen — dessen Ringellocken unter dem gestricelten Pudel hervorquellen — so lebendig, daß es freischt vor Lust.

Da steht der Vater! In seinem mürrischen Gesicht leuchtet es auf. — Und dann schwenken seine feigen Arme den zappelnden Buben in die Luft und drücken ihn stolz an die breite Brust, deren weitergebräunte Haut aus dem halb geöffneten Wollhemd sichtbar ist.

Frau Winkler packt ihren Korb aus, und während sie die bis zum Rand gefüllte irdene Schüssel vorsichtig ihrem Manne hinreichet, sagt sie:

„Du eh erst und gib mir den Will!“
 Aber der Vater behält seinen Sprößling auf dem Schooß im linken Arm; mit der Hand griff er die Schüssel, und die Rechte begann in der Terrine zu löffeln.

Da fuhr eine Equipage vor.
 Der Diener, dem der dunkle Pelztragen bis an die Ohren reichte, sah stramm auf dem Bod, das glatt rasirte Gesicht von Wichtigkeit und Würde durchdrungen. Ein Rud an der Leine, und die feurigen Klappen standen.

Der Herr im Fond war ausgestiegen und half der Dame beim Verlassen des Wagens.

„Wer ist das?“ flüsterte Frau Winkler ihrem Manne zu und bewunderte im Stillen die überschlanke Sejjensfigur der Dame deren tollbare Jodelstola beinahe bis auf die Ladspitzen ihrer eleganten Knopfstiefel reichte.

„Unser Baumeister und seine Frau“, antwortete der Mann und zog die Miße.
 Die Dame warf im Vorbeigehen einen freundlichen Blick auf den kleinen Willi, der sie aus seinen großen, blauen Kinderaugen anstarrte, und nicht lächelnd mit dem Kopf.

„Sie scheint sehr nett zu sein“, meinte Frau Winkler, der vornehmen Erscheinung nachschauend, „und wie nobel! Hasten die blauen Hut jesehen mit die vielen Knide? Was jetzt nicht Alles Mode wird! Gewiß sind die sehr reich.“

„Na—ob!“
 Der Baumeister war in den Bretterverschlag des Bautontors getreten, um mehrere Angelegenheiten mit dem Arbeitsleiter zu besprechen.

Währenddessen stand die gnädige Frau im Rahmen der Thür und blickte in Gedanken verloren über den Bauplag. Jetzt fragte sie:

„Wie heißt der Mann dort, der den reizenden Jungen auf den Knien reiten läßt?“
 „Winkler, gnädige Frau!“

Die Frau Baumeister führte ihr langstieliges Lognon an die etwas kurzstieligen Augen und betrachtete aufmerksam die Gruppe.

„Was sind das für Leute?“
 „Ich weiß nur, gnädige Frau, daß der Mann ein ruhiger, tüchtiger und fleißiger Arbeiter ist. Er hat es wohl auch nötig, denn seine Familie zählt viele Köpfe.“

„So!“—Sie ließ das Lognon sinken und knippte es in den Schildpattgriff ein, dann beugte sie sich über die Schulter ihres Gatten, der am Tisch saß und eine Mappe mit Zeichnungen prüfte.

„Ist es Dir recht, wenn ich ein paar Worte mit den Leuten spreche?“
 „Natürlich, Lene!“

Die Frau Baumeister ging quer über den Hof und stand jetzt an Frau Winklers Seite, die soeben das leere Geschir wieder in ihren Hentelstopf packte. Sie fuhr hoch und sah erschro-

den die Dame an, während eine verlegene Röthe in ihr blaßes, knöchernes Gesicht stieg.

„Ich wollte mir nur mal Ihren kleinen Buben in der Nähe betrachten.“
 „Ach — jnäd'je Frau“, lächelte die Mutter geschmeichelt.

Und der Vater redete dem Jungen zu: „Zib 'nen Händchen—Willi.“
 Lene lächelte seine roten Pausbäckchen und fragte:

„Wie alt ist das Kind?“
 „Fünfviertel Jahr—jnäd'je Frau!“
 „Läuft er schon?“

„Man schwach! Aber im Klinik meinten sie ja, wir sollten ihn man noch ein Weilschen lassen; er wär' zu did und die Knochen noch zu weich.“
 „Meine anderen Kinder sind schon alle mit elf Monaten flint wie die Bienen gewesen.“

„Wieviel Kinder haben Sie?“
 „Sieben—jnäd'je Frau!“
 „Sieben!“ Lene lachte hell auf.

„Es ist ein bißchen viel“, nahm nun der Mann das Wort, „aber man sagt ja wohl, je mehr Kinder, je mehr Segen!“

Lene bereute ihr Lachen. Sie sagte wärmer: „Wenn alle gesund sind...“

„Tottlob“, entgegnete Frau Winkler, „Hier jehn ja nun auch schon in die Schule. Die beiden Mädels muß ich freilich immer bei meine Nachbarin lassen, wenn ich Essen trage. Aber Willi nehme ich mit zu Vatern. Das ist allemal ein Jubel!“

Der Junge hatte sich an dem Balken entlang zu seiner Mutter hingetappt. Er hochte jetzt dicht vor Lene, zapfte ihre Pelzstola und sagte mit spitzem Munde und großen Augen:

„Bau bau!“
 Das weiche Stimmchen klang so herzig! Die Frau Baumeister nahm den Kleinen plötzlich in ihre Arme und preßte ihn fest an sich.

Und wie das Kind seine zarte Wangen an die ihre schmiegte und mit halb scheuem, halb schelmischem Lächeln die schöne Dame anschaute, da durchdrückte sie ein heißes, sehnsüchtiges Gefühl. Sie drückte schnell einen flüchtigen Kuß auf seine blonden Ringellocken und gab es der Mutter zurück.

Der Baumeister war inzwischen gekommen. Er führte seine Frau an den Wagen, und im schnellen Trab jagten die Klappen davon.

Lene hatte sorgfältig die weiche Felldecke über ihre Knie gebreitet und lehnte nun schweigend in der Wagenede. Sie nahm gar keine Notiz von dem, was ihr Gatte berichtete.

„Was ist Dir, Lene?“ fragte er endlich.
 „Ich denke an das süße Kind!“

Ueber sein Gesicht flog ein Schatten. Sie drückte seine Hand unter der Felldecke. „Gewiß nennst Du mich un dankbar, denn ich habe den Himmel auf der Welt, aber — diese Sehnsucht! — Ein Kind bildet doch erst die Krone der Ehe, den Zusammenhalt zwischen Mann und Frau. Der Mann, der hauptsächlich außerhalb des Hauses in seinem Beruf beschäftigt ist, vermißt dieses Glück nicht so wie die Frau. Sie grübelt in ihrer einsamen, stillen Hauslichkeit darüber nach.“

„Vielleicht, Lene...“
 Sie sentte den Blick. „Nein, nein! Wir sind sechs Jahre verheiratet! Aber, wenn Du Dich doch mir zur Liebe entschließen könntest, ein Kindchen zu adoptiren.“

„Niemals, Lene“, sagte der Baumeister bestimmt. „Du kennst meine Prinzipien.“

„Die ich nicht begreife! Weshalb soll man ein fremdes Kind nicht auch lieb gewinnen, das man sich groß zieht? Zum Beispiel diesen blondlockigen, kleinen Willi.“

Der Baumeister lachte kurz auf. „Und Du meinst, die Eltern würden sich von ihm trennen?“

„Ganz sicher! Die Leute haben sieben Kinder. Sie würden froh sein, eins gut unterbringen zu können.“—Es hieß ja das Glück ihres Kindes mit Füßen treten, wollten sie das glänzende Anerbieten ablehnen.“

Ihr Gatte hob die Schultern. „Lene, Du kennst diese Art Menschen nicht. Die Arbeiterklasse hat einen zähen Familiensinn. Diesen Versuch überlasse ich Dir getroff.“

„Wir werden ja bald das Resultat erfahren“, entgegnete Lene zusehnsüchtlich, mit leuchtenden Augen. „Ich bin überzeugt, es genügen ein paar gute Worte.“

Am Sonntagmorgen sah der kleine Willi im Wochstauer und wurde von der Mutter tüchtig abgeleift.

Er war bei bester Laune, spritzte den Seifenknaum in die Küche und freischte auf, wenn er dabei seine Schwestern

traf, die dem Badeakte zuschauten. — Die Großen wurden zum Einholen fortgeschickt, und Vater saß in der Stube. Er las die Zeitung.

Da schnarrte die Klingel.
 Auf dem langen, dunklen Korridor wohnten drei Parteien. Aber wer gerade der Flurthür zunächst war, übte stillschweigend das Amt des Pförtners.

Frau Winkler trocknete sich also schnell die Hände an der Küchenschürze ab und ging, um zu öffnen.

Das Licht des großen Flurfensters fiel hell auf die Gestalt der Dame, die mit freundlich ausgestreckter Hand sagte:

„Nur einen Augenblick möchte ich Sie gern sprechen, Frau Winkler!“

Die Angeredete war so verdukt, daß sie gar keine Worte fand. Sie wollte den hohen Besuch in die Stube nötigen, aber Lene hatte den Baderengel in der Küche gesehen und trat ohne Weiteres hier ein.

„Entschuldigen Sie man, Frau Baumeister, wie es hier aussieht...“ und Frau Winkler stülpte häßig einen Berg Sachen beiseite. „Kinder, holt einen Stuhl aus der Stube und sagt Vatern“...

Die Mädels stürzten davon.
 „Also, liebe Frau Winkler“, begann Lene dann mit herzlichem Ton, „ich will Sie in Ihrer Arbeit nicht aufhalten und mich möglichst kurz fassen. Ich habe eine große Bitte an Sie und Ihren Mann.“ Sie nickte dem Eintretenden zu. „Wollen Sie mir Ihren Willi an Kindes Statt überlassen?“

Die Eheleute sahen sie einen Moment starr an—die Frau unsicher, der Mann fest und streng.

„Nein, gnäd'je Frau“, antwortete er ohne Umschweife. „Der Willi geben wir nicht her. Das hieß ja grade die einzigen Freuden opfern, die uns mal die Schinderei und Plakerei unseres Lebens vergessen lassen.“

Lene wurde um eine Nuance fahler, betroffen von dem Ton des Mannes. „Ich dachte, weil Sie sieben Kinder“—

„Und wenn wir jnäd'je hätten“, fiel ihr Winkler in's Wort, „sie sollten alle satt werden. Denn Mutter und ich, wie können arbeiten!“

Frau Winkler hatte während der ganzen Zeit die Hände ineinander gerungen, als ob sie Teig kneten wollte. Jetzt meinte sie schüchtern: „Es ist sehr jütig von Ihnen, jnäd'je Frau, und der Willi hätte es jewiß fürdubar jut bei Ihnen—aber—wie jesagt“...

„Ich will auch keineswegs in Sie dringen“, entgegnete Lene, ihre Enttäuschung mühsam bekämpfend.

„Ne, jnäd'je Frau, nichts zu machen“, erklärte der Mann, ein breites Lachen auf dem Gesicht. „Das ist unser Willi und bleibt unser Willi!“

Lene sah auf den roßigen, zappelnden Baderengel mit ihrer großen Sehnsucht im Herzen. Und sie sagte wehmüthig: „Solch ein Kind ist ein Schatz, um den mancher Mensch all seinen Reichtum hingeben möchte!“

Dann griff sie in ihr silbernes Handtäschchen und reichte dem Vater des Kleinen einen Hundertmarkschein. „Für Willis Sparbüchse!“

Lene wanderte sich ab.
 Die schwere Seide ihres Kleides rauschte und knisterte — die Schleppe glitt über die Schwelle der Küchentür. Und mit einem letzten Blick auf den jauchenden Buben ging sie.

Die reiche, arme Frau!

Der Geist der Chinesen.

Von Henry Lawson.

„Ich wißt, daß ich nicht einer von denjenigen bin, die sich leicht in's Bodstorn jagen lassen.“ Nach diesen Worten nahm Dade Regan seine stets qualmende Pfeife aus dem Munde, räusperte tief und spuckte mit aller Gemüthlichkeit auf den Boden unserer Bar. Diese Einleitung und das für europäische Verhältnisse vielleicht ungewöhnliche Verhalten des alten Buschmannes befiel uns, daß er etwas zu erzählen habe. Und richtig legte er los:

„Es giebt oft Erscheinungen, welche so einfach zu erklären sind, wie das Brennen eines gegen die Hofe geriebene Streichholzes, die uns aber deshalb, weil wir uns über ihre Ursache augenblicklich nicht Rechenschaft geben können, so verblüffen, daß wir glauben, an Stelle eines regelrecht funktionierenden Gehirnlakens einen Topf mit von der Stedehige übereinander geschüttelten Kartoffeln zu besitzen.“

Hört nur genau zu, Jungens, und es wird Euch das Lachen vergehen.

Es war am Abend nach dem Geburtsfest der Königin. Ich hob zu dieser Zeit gerade mit Jim Benth und

Andy Page einen Schacht auf dem alten Redclay-Goldfeld aus. Hierauf gingen wir Beide zu den Kennen, die am Geburtstag der Königin bei Peter Anderson's Schente, ungefähr vier Meilen jenseits der Berge, abgehalten wurden. Andy war ein mehr ruhiger Bursche, Abstinenzler, und wir hatten ihn das letzte Mal, als er mit uns am Feiertag aus war, durch unser Benehmen angewidert; deshalb blieb er zu Hause, wusch und stidte seine Kleider.

Jim und ich trieben es ziemlich arg. Wir waren tüchtig berauscht nach dem Kennen, und ich wollte mit Jim raufen oder er mit mir—ich erinnere mich nicht mehr, welcher von uns anging. Wir waren altekameraden, aber wenn wir ein wenig benebelt waren, wollten wir fast immer miteinander raufen und wir rauchten auch, wenn man uns nicht zurüchhielt. Ich erinnere mich, daß Jim einmal total betrunken war und mich bat und anflehte, ich möge mit ihm raufen, als würde er mit uns sein Leben flehen. Tom Tarrant, der Kutischer, sagte immer, daß Jim und ich verwandt sein müßten, sonst würden wir uns nicht so sehr hasßen, wenn wir berauscht und wahrheitsliebend seien.

Nun, sei's wie's sei, an jenem Tag fing Jim zu schmollen an, nahm sein Pferd und ritt zeitlich Abends nach Hause. Mein Hund lief auch mit ihm; ich muß es wirklich arg getrieben haben, wenn ich sogar den Hund ansetzte.

Am nächsten Tag eelte es mir vor mir selber und ich machte mich auf den Heimweg. Ich hatte meinen Hut verloren; und deshalb ließ mir Peter Anderson einen seiner alten: es war ein harter, flacher, breitkrempiger Strohhut; er sah ziemlich fest auf meinem Kopfschmerz. Peter gab mir eine Flasche Whiskey zur Stärkung auf den Heimweg. Ich mußte eine Strecke lang durch's flache Land gehen, dann durch eine lange, dunkle Schlucht, die „Mordbucht“ genannt, später über eine Spalte, die „Spalte des toten Mannes“ geheißten. Die einsamen, öden Flächen waren mit blaugrauen Gummibäumen besaßen und sahen im Mondschein geisterhaft genug aus. Ueberdies war mir ziemlich wadefig zu Muth. Darum machte ich einen Zug aus meiner Flasche, trank einmal Wasser in einer Budt und war wieder ganz beisammen. Ich fing an zu pfeifen, und dann zu singen; ich sang für gewöhnlich nie, wenn ich nicht wußte, daß ich ein paar Meilen außer Hörweite irgend eines menschlichen Wesens war.

Die Mordbucht war tief und meist ziemlich düster, und selbstverständlich war sie auch von Gespenstern heimgesucht. Die Frauen und Kinder gingen nie nach der Dämmerstunde durch, und selbst ich machte beim Durchschreiten dieser Bucht einen Budel, als hätte ich Nidgratsverträummung. Wir fürchten uns ja alle vor Geistern, aber wir wollen's nicht eingestehen.

Nemand hatte am Tage ein todttes Kalb abgehütet und auf dem Weg gelassen, und das, ich geteß's auch, gab mir einen Rud. Es sah wie zwei nach daliegende Leiden aus. Ich trant meinen Whisky aus und machte mich davon über die Spalte. Da plötzlich lief ein großes altes Kanaruch über den Weg, was mich nicht minder erschredete.

Dicht am Wege, an der Höhle der Spalte, war das Grab eines Chinesen. Ein alter Chinese hatte dort Jahre lang in einer Hütte gelebt und in den alten Goldminen herumgelaucht. Eines Tages fand man ihn todt in der Hütte. Die Regierung gab einem Manne ein Pund, daß er ihn begrabte. Als ich noch Anfänger war, glaubten wir, daß sein Geist in der Spalte spucke und auf chineßisch fluche, weil die Gebeine nicht nach China beimgelant worden waren — kurz, es war ein recht graufiger Ort.

Als ich auf die Höhe der Spalte kam, war das erste, was ich sah, etwas Weißes in den dunklen Büschen gerade über der Stelle, wo das Grab des Chinesen war. Ich stand da und starrte mit beiden Augen darnach. Da bewegte sich's aus dem Schatten hervor, und ich sah, daß es ein weicher Eter war. Nun fühlte ich mich erleichtert. Kaum hatte ich ausgeathmet, als auf einmal dicht hinter mir ein „Trab-trab“ von laufenden Füßen sich hören ließ. Ich fuhr schnell herum, aber nichts war da. Blöcklich wieder ein „Trab-trab“, dann eine Pause — dann ein „Trab-trab-trab-trab“ hinter mir: es war diesmal, als würde Jemand ausweichen und davonlaufen. Ich beelte mich, den Weg so rasch als möglich zurückzulegen. „Trab-trab-trab“, immer hinter mir. Ich nahm mir nicht die Zeit, mich umzudrehen. Ueber den Hügel und den Abhang hinunter und quer durch das flache Land lief ich so rasch, als mich meine Beine tragen konnten.

Da kam mir der peinigende Gedanke, ich könnte am Ende gar rasppig geworden sein. Das erschredte mich mehr, als es ein Geist im Stande gewesen wäre. In meiner Angst stolperte ich sogar und fiel in den Straßentloß. Ich blieb einen Augenblick auf meinen Händen und Knien, bebend und hordend; aber ich konnte weder etwas hören, noch etwas sehen. Ich klaubte mich auf, und taum stand ich da, als es „trab-trab“ wieder hinter mir war.

In dieser Nacht muß ich im Ganzen anderthalb Meilen gelaufen sein. Es waren noch drei Viertel Meilen bis zum Lager und ich lief, bis es in meinem Kopf hämmerte und meine Lungen in meiner Kehle fast erstickten. Ich sah unser Zellfeuer und nahm meinen Hut ab, um rascher laufen zu können. Die Fußtritte verstumten plötzlich. Nun athmete ich erleichtert auf und blieb stehen, um mich ein wenig auszuschnaufen. Dabei machte ich von ungefähr einen Blick auf meinen erborgten Hut, worauf mir eine Ahnung aufdämmerte. Es war ein alter Hut, in der Art, wie ihn die Goldgräber zu tragen pflegten, mit ein paar losen, drei oder vier Zoll langen, vom Hutband rückwärts herabhängenden Bändchen. Solange ich ruhig durch die Schlucht ging und kein Wind war, gingen die Enden ruhig herab, aber als ich hinauf in die Berge kam, flatterten sie oder waren flüß, je nachdem der Wind sie in die Höhe hob oder sie flach an die Kreppe anpreßte. Wenn ich aber lief, tippten sie die ganze Zeit.

Nach dieser Entdeckung ging ich so ruhig als jnädlich in's Lager und trant tüchtig Wasser.

„Du scheinst wenig Lust zu haben, Dade“, sagte Jim Benth. „Hat Dich vielleicht der Geist des Chinesen gejagt?“

Ich sagte ihm, er solle keinen Unsinn reden, ging in's Bett, legte mich auf meine Pritsche und gönnte mir nun gute Ruh'.

Russische Kulturbilder früherer Tage.

Die russische Fachzeitschrift „Der Geschichtsbote“, ein äußerst gediegenes Blatt, veröffentlicht in ihrer letzten Nummer die Memoiren Golowtins, eines Zeitgenossen des Zaren Paul I., der von 1796 bis 1801 regierte. In diesen sehr gewissenhaft geführten Aufzeichnungen ist auch die Rede von Bauernunruhen und der Art, wie ihnen vor; jetzt rund einem Jahrhundert begegnet wurde. Zunächst erzählt der Geschichtschreiber, daß die bäuerliche Erhebung dadurch hervorgerufen wurde, daß die adligen Gutsbesitzer mit ihrer Macht Mißbrauch trieben und die Bauern nach Kräften ausnützten; außerdem hatte sich das Gericht verbreitet, der Zar habe versprochen, sich der Leibeigenen anzunehmen. Datsache war, daß Kaiser Paul einen Ukas erlassen hatte, der den Leibeigenen gestattete, sich über ihre Herren beim Zaren zu beklagen, wenn sie sich Uebergriffe erlauben sollten. Unter diesen hatte sich der Bauernaufstand in den Gouvernements Nowgorod und Twer so sehr ausgebreitet, daß die Regierung sich genöthigt sah, 6000 Soldaten unter Führung des Fürsten Repnin zur Unterdrückung der Unruhen abzuscheiden. Als die Bauern von dem ihnen zugestandenem Rechte, sich über ihre Herren zu beklagen, reichlich Gebrauch machten, verfiel der Kaiser auf eine eigenhümliche Idee: er ordnete nämlich an, daß jeder Kläger, bevor er seine Klage vorbringen durfte, ein halbes Duzend Knutenhiebe bekommen solle. Troß dieser tyrannischen Laune sah der Zar den „Herren“ recht scharf auf die Finger und suchte die gütsherrliche Gewalt dadurch einzuschränken, daß er zwischen sich und den Bauern Beziehungen schuf; er befahl deshalb, daß sie ihm den Treueid zu leisten hätten. Es gelang ihm auch wirklich, die bäuerliche Erhebung zu unterdrücken. Im Gegensatz zu der moralischen Anspannung der Gutsbesitzer fiel die Arme der Demoralisirung anheim. Die Klagen gegenüber militärischen Uebergriffen wollten kein Ende nehmen. Darum ordnete Kaiser Paul an, daß unter einem Fenster des Winterpalais ein großer gelber Kasten aufgebant werden solle, der dazu bestimmt sei, Aufschreiverischriften von jedermann anzunehmen, die an den Zaren selbst gerichtet wurden. Sehr richtig bemerkt hierzu der Chronist, daß keine Maßnahme besser im Stande sein konnte, ein schmächtliches Denunziantentum großzuziehen. Auch zu dem vieldiskutirten Thema des Casarens wahnwuns aist Golowtin einen interessanten Beitrag. Paul verließ Odersauszeichnungen bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit; ebenso verschwenberisch ging er mit der Verleihung militärischer Würden um. Einst

hatte ein erfahrener General, Graf Repnin, die Kühnheit, dem Kaiser gelegentlich einer Parade einen Rath geben zu wollen. Kornia unterbrach ihn Paul: „Sehen Sie diese Garde-Abtheilung, General? Nun gut, das sind 400 Mann und ein einziges Wort von mir macht sie alle zu Feldmarschällen!“ Einem ausländischen Gesandten sagte Paul die Worte: „Wissen Sie, daß bei uns nur die Personen Ehleute sind, mit denen ich spreche, und auch nur so lange, als ich sie dieser Gnade würdige?“ Hand in Hand mit dieser krankhaften Selbstüberschätzung ging der Sinn für äußeren Brunk und sein Gefallen an slavischer Devotion. Für Zeremonien hatte Paul eine wahre Leidenschaft; gab es irgend einen kirchlichen Feiertag oder einen Festtag der kaiserlichen Familie, so hatte alles bei Hofe zu erscheinen. Der Hofmarschall würde bald eine wichtige und — einflußreiche Persönlichkeit. Die Art des Zeremoniells, das der Kaiser selbst ausgearbeitet hatte, erinnert lebhaft an orientalische Hofdiens. Demer die Gnade leuchtete, das kaiserliche Antlitz zu sehen, die hatten es nicht leicht, ihren Zaren zufrieden zu stellen. Quert kam der Handkuß, der nach des Zaren Befehl so intensiv sein mußte, daß er fühlbar war. Dann folgte der Kniefall; auch hier sah Paul auf Gründlichkeit, denn er wollte hören, „wie die Knie auf dem Boden aufschlugen“. Wehe dem Höfling, dessen Krur nicht untdiabig war! Einen Fürsten, an dessen Krur er gelegentlich eines Empfanges etwas auszufehen hatte, ließ er auf den Schloßhof hinausführen, wo ihm ein Regiments-Tambour die vorgezeichnete Krur machen mußte, während der Kaiser und Hof den Unzufriedenen von den Fenstern aus verspotteten.

Prof. Hurley's Cigarette.

Der verlorene Professor Hurley wurde während einer seiner Vortragsreisen einmal aufgefordert, den Vorkis in einer Anti-Tabakversammlung zu übernehmen. Er willigte auch ein, und bei seinem Erscheinen wurde ihm eine reißige Ovation zu Theil.

In der Eröffnungsversammlung, so erzählt der Herausgeber einiger biographischer Stizzen über Hurley, erwähnte der Professor eines ihm persönlich zugeföhrenen Ereignisses. Er hatte einen Freund besucht, mit dem er eine animirte Discussion über eine tuzliche wissenschaftliche Entdeckung hatte, die sie Beide auf's höchste interessirte. „Trotzdem gab eine große Differenz zwischen meinem Freunde und mir“, fuhr Hurley fort. „Mein Freund war ein großer Raucher vor dem Herrn, während ich Tabak in jeder Form verabscheute. (Nicht endemwollener Beifall.)

„Nach dem Dinner zogen wir uns gewöhnlich in sein Arbeitszimmer zurück. Er rauchte, und der Rauch besättigte mich. Ich prolektirte. Darauf schob er mir die Cigarettenkiste hin und meinte: Versuche selbst eine, das ist das beste Heilmittel.“

Da ich wußte, daß ich ihn nicht dazu bringen konnte, das Rauchen selbst aufzugeben, so nahm ich, der Noth gehordend, ebenfalls eine Cigarette. Und seit dieser Zeit, meine Damen und Herren, kann mich nichts dazu bringen (erneuter stürmischer Beifall) — meine Nachmittags-Cigarette aufzugeben...“

(London Tit-Bits.)

Zur Gesundheit.

Alle säuerlichen Fruchtsäfte sind ein Desinfektionsmittel von großem Werth, da sie alle Vernichter von Krankheitskeimen erweisen sind. Besonders der Saft der Citrone ist für die Colerakterie so tödtlich, wie etwa das ätzende Quecksilber-Sublimat oder die Schwefelämdpfe. Er ist so feimtödtend, daß, wenn man den Saft der Citrone in ein Glas Wasser alsdrückt und dieses nur 5—10 Minuten stehen läßt, das Wasser völlig desinficirt wird, ohne zu verlangen, daß das Wasser vorher gekocht oder desfilirt wurde. Dann Juder hinzu zu thun, schadet nicht. — Diese besondere Eigenschaft des Fruchtsaftes ist aber nicht allein der Citronensäure, sondern alle Arten von säuerlichen Fruchtsäften sind dem Gedeihen der bösen Krankheitskeime feindlich. Nach Versuchen aller Art, die man angestellt hat, um die Wahrheit in dieser Hinsicht zu entdecken, hat es sich klar erwiesen, daß die im Magenflüssigkeit gequälten Bakterien durch Säfte von Kirschen, Beeren oder Weintrauben zu Grunde aigen und getödtet wurden. Jedenfalls verhindert der Genuß von Fruchtsäften die Vermehrung der Krankheitskeime durchaus; und diese sterben gleich, wenn ihnen die Möglichkeit der Weiterentwicklung und Vermehrung, die sonst massenhaft auftritt, genommen ist.

Demnach wird Frucht-Limonade als Getränk stets zu empfehlen sein; während der Genuß von rohem Obst immerhin einige Vorzicht erfordert.

Bedientes Lob erweist selbst den Weisen, doch dem Dummern schmeichelt auch d's unbediente.

Wer von den Menschen Theilnahme leerecht, muß oft Neugierde dafür hinnehmen.

Alles Lebendige in der Welt hat eine lebendige Sprache, nur ist unser WBS-Buch nicht immer der richtige Schlüssel dazu.